

„Museen als Schaufenster in die neue Welt. Im Blick: Migration und Flucht“

14. Oktober 2016: Internationale Museumspraxis im Themenfeld Migration und Flucht

Workshop C mit Constanze Schröder (Stiftung Stadtmuseum, Berlin). Impulsreferat: „Willkommen im Stadtmuseum Berlin – Darstellung verschiedener Zugangsangebote für Neu-Berliner.“

Input und Diskussion im Workshop:

Constanze Schröder leitet im Stadtmuseum Berlin den Bereich Bildung und Vermittlung und berichtet im Workshop über die alltägliche Arbeit, Geflüchtete in die Museumsarbeit einzubinden. Ihr ist es besonders wichtig, Probleme zu benennen, da es bereits genug Darstellungen von Best Practice-Beispielen gebe. Das Haupthaus des Stadtmuseums ist das Märkische Museum, in dem die Stadtgeschichte Berlins dargestellt wird (momentan ist eine Neukonzeption der Ausstellung in Arbeit). Außerdem gehören das Ephraim-Palais, das Knoblauchhaus, die Nikolaikirche, das Museumsdorf Döppel sowie in Zukunft eine Sonderausstellungsfläche im Humboldt-Forum dazu.

Als besonders gelungenes Beispiel, bei dem es gelingt, eine Einordnung in „Geflüchtete“ und andere „Menschen mit Migrationshintergrund“ hinter sich zu lassen, stellt Frau Schröder das Berliner Konzept der Willkommensklassen vor, das bereits von anderen Bundesländern übernommen wurde. Sie richten sich an Kinder und Jugendliche, die für ihre Klassenstufe noch zu wenig Deutsch sprechen, unabhängig von ihrer Herkunft oder dem Aufenthaltsstatus ihrer Familie. Bereits seit über einem Jahr bietet das Stadtmuseum kostenlose Angebote für die Willkommensklassen an und nimmt damit eine Vorreiterrolle ein. Frau Schröder sieht das Ziel von Museen darin, Plattformen der Begegnung und des Austauschs über unterschiedliche Objekte und Sachverhalte darzustellen. Gemeinsam mit einem brasilianischen Theaterpädagogen, der seit circa 20-25 Jahren in Deutschland lebt, wurde ein Konzept für die Willkommensklassen entwickelt, um explizit Kinder und Jugendliche unterschiedlicher Herkunft anzusprechen. Gerade Kinder aus dem arabischen Kulturkreis reagieren sehr offen auf diese körperliche Ansprache. Abgesehen von den Willkommensklassen werden die Projekte für SchülerInnen mit Migrationshintergrund von den regulären MuseumspädagogInnen durchgeführt.

Es bringe nichts, lediglich reguläre Bildungsprogramme oder Führungen für Erwachsene in eine andere Sprache zu übersetzen (abgesehen davon, dass dies enorm teuer wäre). Vielmehr gehe es darum, ein weitgehend nonverbales Programm zu erarbeiten und sich eines handlungsorientierten, interessengetriebenen theaterpädagogischen Ansatzes zu bedienen. So gebe es keinen festen Rundgang, sondern es werde dort verweilt, wo die Gruppe über etwas Interessantes stolpere. Diese Idee entspreche dem generellen Konzept der Vermittlungsarbeit im Museum, sei aber bei dieser Zielgruppe besonders wichtig und zeige Erfolge: Die Gruppen sind über 90 Minuten hinweg ausgesprochen konzentriert und zeigen Interesse. Bei der Arbeit mit Willkommensklassen stehen häufig Objekte im Mittelpunkt, die die MuseumsmitarbeiterInnen bisher kaum im Fokus hatten. Es wird gezielt nach Anknüpfungspunkten an die Erfahrungen der Jugendlichen gesucht (zum Beispiel über die Themen Schule oder Familie). So wird zum Beispiel mit einigen Gruppen ein historisches Bild nachgestellt, bei dem es um den Familienaufbau geht. Bei Themen wie Beschneidung können muslimische Kinder plötzlich eine Expertenrolle einnehmen und den anderen etwas erklären. Auch andere TeilnehmerInnen berichten von ihrer Erfahrung, dass für Willkommensklassen häufig besonders Objekte aus anderen Kulturkreisen interessant sind. So können Ausstellungsstücke aus

Syrien oder dem Irak Brücken in die alte Heimat einiger Kinder und Jugendlicher schlagen. Auch über Gemälde mit Motiven wie alltäglichen Straßensituationen können leicht Verbindungen hergestellt werden. Daher ist es wichtig, immer wieder (auch bereits beim Kuratieren) zu diskutieren: Aus welchem Grund wird ein Objekt ausgewählt? Welche Fragestellungen werden an die Objekte gerichtet? Welche Objekte lassen sich für eine Führung auswählen? Gerade durch die Willkommensklassen hat das Stadtmuseum Berlin viel gelernt und die Vermittlungsarbeit zum Teil umgestellt. Ziel ist es, die Kinder und Jugendlichen miteinander ins Gespräch zu bringen. Dies gelingt immer wieder, wie das Beispiel einiger arabischer Jugendlicher zeigt, die über einer Grabplatte ins Gespräch kommen. Als es um ihre Gebetspraktiken geht, stellt sich heraus, dass einer der Jugendlichen kein Moslem, sondern Jeside ist. Zwar gehen die Jugendlichen in die gleiche Schulklasse, hatten sich aber bisher nie über diese Themen ausgetauscht. Im geschützten, wertungsfreien Raum des Museums wurde dies erst möglich.

Entscheidend ist es, niedrigschwellige Zugänge zu schaffen, mitbestimmen zu lassen und zuzuhören. Viele Jugendliche interessieren sich für die Weimarer Republik, die Staatsgründung etc. Hier kann das Museum Antworten geben! Wie Frau Schröder betont, ist es letztendlich nebensächlich, ob die Jugendlichen nach dem Museumsbesuch genau über die Berliner Stadtgeschichte Bescheid wissen, solange sie gemerkt haben, dass es Museen gibt, in denen interessante Objekte ausgestellt werden. Im Idealfall kann ein Museum punktuell dazu beitragen, bestimmte Fragen zu beantworten, die die Jugendlichen gerade bewegen. Dabei gehe es nicht darum, auf „leichte“ Themen zu setzen. Gerade historische Fotos vom zerstörten Berlin aus dem Jahr 1945 lösen viele Fragen aus bei Kindern und Jugendlichen, die selber einen Krieg miterlebt haben und stoßen so einen Dialog an. In der Workshop-Gruppe wird angesprochen, wie mit Traumata der Kinder und Jugendlichen umgegangen wird, wenn diese Beispiele mit Kriegsbildern konfrontiert werden. In der Praxis gab es diesbezüglich beim Stadtmuseum im Laufe des letzten Jahres keinerlei Probleme. Im Zweifel haben die MuseumspädagogInnen ja außerdem BetreuerInnen und Lehrkräfte an ihrer Seite, da die Kinder nicht alleine ins Museum kommen.

Im Workshop wird diskutiert, wie mit den unterschiedlichen Sprachniveaus innerhalb dieser Gruppen umgegangen werden kann. Viele der Teilnehmenden sprechen Arabisch, andere Griechisch, Tschetschenisch, Vietnamesisch oder verschiedene osteuropäische Sprachen. Daher beruhen die Angebote hauptsächlich auf nonverbaler Kommunikation und haben ansonsten Deutsch als „Basissprache“. Kinder, die die gleiche Sprache sprechen, helfen sich häufig gegenseitig, sich zu verständigen. Auf Nachfrage erklärt Frau Schröder, dass die Informationen über das Angebot auf der Website zugänglich sind und zusätzlich über das eigene Netzwerk gestreut werden. Finanziert wird das Projekt aus dem regulären Haushalt des Stadtmuseums, so dass es kostenlos angeboten werden kann. Besonders vormittags gibt es eine große Nachfrage: Im Schnitt kommt jeden Tag eine Klasse ins Museum. Der Museumsbesuch ist explizit nicht als „Unterricht im Museum“ angelegt. Nichtsdestotrotz ist das Feedback der Lehrkräfte, dass die Kinder und Jugendlichen in 90 Minuten im Museum im Schnitt mehr Deutsch lernen als in einer Unterrichtsstunde und sich vor allem ein anderes Vokabular aneignen. Es hilft, zu sehen worüber gerade gesprochen wird, um die entsprechenden Bezeichnungen im Gedächtnis zu behalten.

Gemeinsam mit einer Künstlerin hat das Stadtmuseum einen Workshop für über 100 geflüchtete (zum Teil unbegleitete) Kinder und Jugendliche aus 30 Ländern angeboten, der sehr gut angenommen wurde. Gerade bei dieser Zielgruppe sei es sehr wichtig, das Museum als einen Ort der Gastlichkeit darzustellen. Über die Zusammenarbeit mit der Künstlerin ist es gelungen, in einen

Dialog zu kommen und die Kinder dazu zu bringen, (vielleicht zum ersten Mal) ihre Geschichte zu erzählen. Eindrücklich ist das Beispiel eines Kindes, das gefragt wurde ob es nicht die Fahne seines Herkunftslandes zeichnen würde wie es 40% der anderen Kinder machten. Darauf hat es sich geöffnet und erzählt: „Die Fahne kann ich nicht zeichnen. Das Land hat meine Mutter umgebracht.“ Ein anderes Beispiel ist die Zeichnung eines unbegleiteten Jugendlichen aus Afghanistan von seinem Taubenhaus, das er in Afghanistan zurücklassen musste. Es wird deutlich, wie viel diese Bilder über das Leben der Neu-BerlinerInnen aussagen und wie viel Input das für das Museum bedeutet. Die Ergebnisse des Workshops wurden in einer eigenen Ausstellung präsentiert, um ihnen die Wertschätzung zu geben, die sie verdienen. Eröffnet wurde die Ausstellung daher von Paul Spies, dem neuen Direktor des Stadtmuseums. Analog zu anderen Ausstellungen wurde sie ansprechend gestaltet und durch eine Presseerklärung an die Öffentlichkeit gebracht. Bei der Eröffnung wurde ein Buffet veranstaltet und es konnten viele Eltern erreicht werden, die davor vermutlich noch nie ins Museum gegangen sind. Die SchülerInnen dienen auf diese Weise als „Tür-ÖffnerInnen“: Anregt durch deren Erfahrungen gehen plötzlich auch Familien ins Museum, die bisher wenig damit anfangen konnten. Wichtig sei ein Bewusstsein dafür, die Zielgruppe nicht zu instrumentalisieren, wenn es um die Außendarstellung des Museums gehe. Zum Beispiel dann, wenn es um Foto-Aufnahmen für die Öffentlichkeitsarbeit gehe.

Es kommt die Frage auf, was anschließend mit den Bildern passiert und wie mit dem Problem umgegangen werden kann, dass die Ergebnisse in der Praxis häufig „verweisen“. Im Fall des Stadtmuseums müssen zum Teil tatsächlich Bilder entsorgt werden, wenn die SchülerInnen sie nicht selber behalten wollen. Grundsätzlich wird aber versucht, die Bilder für Ausstellungen an die Schulen zurückzugeben. Die Künstlerin, die das oben beschriebene Projekt durchgeführt hat, ist gleichzeitig Bilderbuch-Autorin und hat sich darum gekümmert, dass mit den Illustrationen aus dem Workshop ein Kinderbuch herausgegeben wird und sie in die Sammlung eines Bilderbuchmuseums zu übergehen.

Was das Thema Teilhabe angeht, ist laut Frau Schröder zwar ein Gesamtkonzept für das Museum wichtig, aber noch viel mehr eine „Strategie der kleinen Bausteine“. Sie betont, wie wichtig es sei, „einfach anzufangen und zu machen“ und dabei auf sein Netzwerk zurückzugreifen. Auch beim Stadtmuseum gebe es nur zwei Angestellte in der Bildung und Vermittlung für fünf Häuser und 12 freie Guides. Allerdings brauche es nicht immer viel Geld, um Projekte zu realisieren. Häufig könne eine Person, die sich wirklich für etwas engagiert, schon viel erreichen. Seit zwei Monaten arbeitet zum Beispiel ein Geflüchteter aus Afghanistan sehr erfolgreich in der Abteilung Bildung und Vermittlung, der für ein Jahr über den Bundesfreiwilligendienst angestellt wurde. Vor rund einem halben Jahr hat die Verwaltung des Bundesfreiwilligendienstes das Kontingent für Geflüchtete und Menschen, die mit Geflüchteten arbeiten, aufgestockt und bundesweit einige tausend Stellen geschaffen. Das Stadtmuseum hat diese Chance gleich wahrgenommen und wurde in Potsdam bei der zuständigen Stelle für Berlin und Brandenburg sehr schnell und kompetent beraten. Der Freiwillige spricht zwar bisher kein Englisch oder Deutsch, hat aber entsprechend den Bedürfnissen seiner Community selbstständig eine Führung auf Arabisch und Farsi sowie passende Flyer für das Märkische Museum entwickelt. Dabei hat er zunächst regelmäßig die Willkommensklassen bei ihrer Tour durch das Museum begleitet um herauszufinden, welche Aspekte besonders interessant für sie sind. Er hat sich selber das Ziel gesetzt, das auch Frau Schröder bei anderen Führungen am Herz liegt: Das Museum als solches zu thematisieren. So kommt er mit Interessierten in den Dialog, um sie für

Museen zu begeistern: Er erklärt, was es für Museen in Berlin gibt, warum es so viele sind und welche Aufgaben sie haben.

Das Stadtmuseum geht verschiedene Kooperationen ein und bietet so Menschen verschiedener Herkunft die Möglichkeit, das Museum für Themen, die sie gerade bewegen, zu nutzen. Erfolgreich ist das Konzept öffentlicher „Tandem-Führungen“, bei denen Museums-Guides sowie Menschen verschiedener Herkunft gemeinsam ein Objekt aus unterschiedlichen kulturellen Perspektiven beleuchten. Die Anforderung besteht dabei nicht darin, als Guide die komplette Geschichte Berlins zu kennen, sondern einen alternativen Zugang zu Objekten zu schaffen. Sonst eher vernachlässigte Objekte wie ein Samowar beginnen auf diese Weise eine Geschichte zu erzählen. So werden im Museum beispielsweise Kindheitserinnerungen an Sommernächte auf Dächern im Iran wachgerufen. Bestimmte Objekte werden zum Anlass, sich im Museum zu treffen und in einen Austausch zu treten.

Auch bei dem Ansatz des Globalen Lernens handelt es sich um ein Konzept für Kinder und Jugendliche, das allerdings etwas anders strukturiert ist. Es beruht auf VermittlerInnen unterschiedlicher Herkünfte, die in Berlin leben und bereits Erfahrung mit Projekten der politischen Bildung haben. Es geht ihnen nicht nur um die Objekte, sondern darum, Themen zu hinterfragen. Beispielsweise dreht sich die nächste Sonderausstellung des Stadtmuseums um das Berliner Stadtschloss und Berlin als historische Residenzstadt. An dieser Stelle kann zum Beispiel hinterfragt werden, warum das Schloss überhaupt hier errichtet wurde und welche Perspektiven aus verschiedenen kulturellen Kontexten auf Herrschaft und die Rolle des Königs geworfen werden können. Für gewöhnlich gehört zu diesem Format ein zweitägiger praxisorientierter und partizipativer Intensivkurs, der in der Werkstatt und im Museum stattfindet.

Der Workshop endet mit Anregungen, was diese Themen für die tägliche Museumsarbeit bedeuten und Erfahrungsberichten der Teilnehmenden. Frau Schröder regt an, nicht nur Geflüchtete im Blick zu haben, sondern auch Menschen, die schon lange in der Stadt leben. Im Stadtmuseum wird daher überlegt, an welchen Punkten Projekte angeboten werden können ohne diese Gruppen voneinander abzugrenzen. Grundsätzlich sind diese Projekte sehr selbstbestimmt und das Museum wird als Plattform verstanden, um sich einzelne Themen aus dem breiten Spektrum herauszusuchen. So gibt es Materialien zu den verschiedensten Themen wie Politik, Architektur, Stadtnatur und vielem mehr. Bei einer Auseinandersetzung mit dem Kottbusser Tor anhand von Stadtmodellen kam zum Beispiel bei Jugendlichen die Frage auf, warum denn das Kottbusser Tor diesen Namen trage, wo es doch baulich gesehen überhaupt kein Tor gebe. In diesen Momenten kann die Anregung gegeben werden, doch mal selber nachzuforschen und Fragen auf den Grund zu gehen. Auf Nachfrage wird erklärt, dass die Projekte meistens sechs Termine in einem Zeitraum von einem halben Jahr sowie eine Projektwoche umfassen, in der die Ausstellung vorbereitet wird. Die Projekte finden sowohl im Museum als auch im Stadtraum statt. Ein Projekt hat sich beispielsweise um das Thema Arbeitswelt gedreht und die SchülerInnen haben mit Läden in der Sonnenallee Interviews geführt. Im Museum haben sie Antworten darauf gefunden, welche Berufe es früher gab und welche inzwischen ausgestorben sind. Gerade für Jugendliche, wie die der 8. Klasse der Kreuzberger Carl-von-Ossietzky-Schule haben diese Fragen einen starken Gegenwartsbezug. Viele von ihnen stehen kurz vor ihrem Schulpraktikum und sehen, dass es zu dem traditionellen Praktikum im Laden der eigenen Familie auch Alternativen gibt (zum Beispiel bei einem Steinmetz oder im Museum).

Frau Schröder erklärt, dass diese offene Haltung aus ihrer Sicht eine mutige Herangehensweise sei, da auch mal etwas zu weniger Ergebnissen führen könne: „Es gibt immer ein Restrisiko, aber ich finde

das müssen wir tragen.“ Interessiert wird nachgefragt, wo die Grenzen dieser Selbstbestimmung liegen, welche Aushandlungsprozesse es gebe und was nicht so gut funktioniere. In der Praxis zeigt sich, dass es in jeder Klasse drei oder vier SchülerInnen gibt, die sich nicht für das Projekt interessieren (besonders bei den Mädchen). Besonders gut klappe die Projektarbeit interessanterweise aber häufig bei den Schulen, die den Ruf haben, nicht so kreativ zu sein. In vielen Schulen, bei denen es offiziell sehr gut läuft, gebe es dagegen einen großen Druck und weniger Freiraum, sich auf ein Projekt einzulassen (auch beim Lehrkörper). Frau Schröder wirft die Frage auf, wo bei Projekten die Grenze zwischen Museumsarbeit und Sozialarbeit liegt und wie viel Museen hierbei wirklich leisten können. Beispielsweise gab es mit einer 8. Klasse der Carl-von-Ossietzky-Schule einen Ausflug in das Museumsdorf Düppel. Viele der Jugendlichen waren offensichtlich vorher noch nie in der Natur und haben sich darüber aufgeregt, dass der Weg nicht gepflastert war. Beim Besuch der historischen Schweine war die Hälfte der Jugendlichen in der schwierigen Situation, dass sie diese nicht anschauen durften, weil Schweine nicht als halāl gelten. In Situationen wie diesen stellt sich für Frau Schröder die Frage, wo die Grenzen dessen liegen, was ein Museum leisten kann. Herausfordernd war auch eine Situation, bei der junge aus Syrien geflüchtete MusikerInnen eingeladen wurden, bei einer Ausstellungseröffnung aufzutreten. Das Konzert hat viele BesucherInnen angezogen und wurde sehr gut angenommen. Auf einmal fingen die MusikerInnen jedoch an, arabisch zu sprechen und offensichtlich etwas über Aleppo zu sagen. Die nicht arabisch-sprechenden MuseumsmitarbeiterInnen waren in dieser Situation verunsichert, weil sie nicht wussten, worum es gerade geht und wie sie darauf reagieren können.

Eine Workshop-Teilnehmerin bringt die Frage nach den Materialien auf, die bei den Projekten verwendet werden. Das Stadtmuseum übernimmt einen Teil der Kosten für Neuanschaffungen und finanziert auch die Honorare der beteiligten KünstlerInnen (im Idealfall kann eine Mischfinanzierung erreicht werden). Zusätzlich steuern die Fördervereine der Schulen Geld bei. Glücklicherweise gibt es zwei Museumslabore, die gute Arbeitsbedingungen bieten. Außerdem hat die Carl-von-Ossietzky-Schule eine Werkstatt, in der auch getischelt werden kann. Für Frau Schröder kann Museumsarbeit auch an der Schule oder im Stadtraum stattfinden, solange die Abschlusspräsentation am Ende in die Museumsräume zurückkehrt und dort einen Raum der Gastlichkeit findet. „Das Museum ist der Input, sich mit Sachen auseinanderzusetzen, einen historischen Vergleich zur Gegenwart zu ziehen und die Frage zu beantworten: Was hat Geschichte mit mir selber zu tun?“ Wenn die Workshop-Ergebnisse am Ende nicht in der Schulaula, sondern in einem ernsthaften Rahmen im Museum der Öffentlichkeit präsentiert werden, spornt dies enorm an, sich Mühe zu geben. Es gehe darum, den Kindern und Jugendlichen zuzuhören, was sie zu sagen haben.

In der Diskussion wird betont, dass es wichtig sei, sich in der Arbeit mit Gruppen auf ein bestimmtes Set an Spielregeln des gemeinsamen Umgangs zu einigen und eine Grundidee davon haben, warum etwas passieren soll. Das funktioniere dann erfahrungsgemäß oft besser als die ErzieherInnen erwarten. Die Haltung von Frau Schröder, dass eine Wertschätzung von Projektergebnissen im Museum enorm wichtig sei, findet auch in der Gruppe Zustimmung; ebenso bestand Einigkeit darin, die „Sonderstellung“ von Projekten ausschließlich für Geflüchtete zu überwinden. Eine Teilnehmerin berichtet, dass es in Magdeburg eine Neiddebatte um Ressourcen gibt á la „Die Geflüchteten bekommen alles, wir bekommen nichts.“ Diese Haltung könne durch gemeinsame Angebote umgangen werden. In Berlin ist eine derartige Neiddebatte in der Museumsarbeit weniger relevant.

Herr Düspohl berichtet von Erfahrungen des Friedrichshain-Kreuzberg (FHXB) Museums, das 2015 gemeinsam mit einem kurdischen Verein, der ehrenamtlich Geflüchtete betreut, unter anderem

Theater-Projekte initiiert hat. Es bestand das große Interesse, diese Aktivitäten zu verstetigen und regelmäßige Angebote für verschiedene Gruppen zu etablieren. Herr Düspohl bedankt sich für die Anregung, über den Bundesfreiwilligendienst Geflüchtete in Museen einzustellen. Das FHXB Museum hatte sich in der Vergangenheit intensiv (aber leider erfolglos) bemüht, dies auf anderem Wege zu ermöglichen. Im Dezember 2015 und Frühjahr 2016 hat das Museum Anträge im Rahmen des Berliner Masterplans „Integration und Sicherheit“ gestellt, unter anderem, um Führungen mit Geflüchteten und Willkommensklassen anzubieten. Ohne eine derartige Unterstützung ist es schwierig, bestimmte Projekte durchzuführen, da das Team stellenmäßig lediglich aus zweieinhalb Festangestellten und zwei VolontärInnen besteht und es kein Budget für Honorarkräfte gibt. Nach neun bis zehn Monaten Bearbeitungszeit wurde der Antrag schließlich Anfang Oktober 2016 bewilligt mit der Auflage, einen Großteil der Mittel bis Jahresende auszugeben. Nur ein Teil der angemeldeten 150 Führungen und Workshops kann ins Jahr 2017 geschoben werden. Dass die Bewilligung des Antrags so lange gedauert hat, stellt das FHXB Museum vor eine große Herausforderung: Im November/Dezember 2015 hätten die damals geknüpften Kontakte einfach verstetigt werden können. Jetzt müssen diese Verbindungen erst mühsam wieder neu aufgebaut werden. Herr Düspohl stellt die Frage in den Raum, wie andere kleine Museen mit dem Problem der Mittelbeschaffung umgehen und wie es ihnen gelinge, Kontakte zu benachbarten Einrichtungen für Geflüchtete herzustellen? Aus dem Museum Charlottenburg-Wilmersdorf wird berichtet, dass es tatsächlich eine große Herausforderung ist und sehr lange dauert, entsprechende Kontakte zu knüpfen, Projekte zu entwickeln und die Mittel dafür zu beantragen. Die Gruppe diskutiert: Wie können die Bedingungen dafür hergestellt werden, Museumsangebote zu entwickeln, die sich sowohl an Regel- als auch an Willkommensklassen wenden?

Momentan gibt es ein großes Interesse an Kulturprojekten für Geflüchtete und andere Menschen mit Migrationshintergrund und es werden zahlreiche Kooperationsprojekte ins Leben gerufen. Diese erfordern nach der Erfahrung von Frau Schröder allerdings immer viel Absprachebedarf und bringen einen hohen Arbeitsaufwand mit sich. Ihr ist es daher lieber, nur wenige Anträge zu stellen und mit „bodenständigen“ Mitteln eine kontinuierliche Arbeit zu leisten. Ihr Motto ist das „System der kleinen Bausteine“, das nachhaltig zu der Öffnung des Museums und der Gewinnung neuer Zielgruppen beitrage. Einzelne Vorzeigeprojekte mit schicken Broschüren sind für sie weniger wichtig als Kontinuität und kluge Konzepte für mehr Teilhabe. Eine andere Teilnehmerin des Workshops hebt das Programm „Kultur macht stark“ hervor, das Strukturen für eine kontinuierliche Arbeit bietet: Ist ein Projekt erst einmal angenommen worden, ist es sehr wahrscheinlich, dass in den kommenden Jahren auch die Folgeanträge für Fördermittel angenommen werden. Das Hamburger Landesmuseum für Archäologie, das auch nur eine dünne Personaldecke und einen sehr geringen museumspädagogischen Etat hat, hat hiermit sehr gute Erfahrungen gemacht.

Die Workshop-Teilnehmenden sind sich einig, dass fast alle Museen zu wenige Objekte der Alltagskultur und besonders der migrantischen Kultur in ihren Sammlungen haben. Das Stadtmuseum hat darauf reagiert, in dem es Jugendliche dazu aufgefordert hat, Objekte mitzubringen, die einen Bezug zu ihrer Lebensrealität haben. Auf diese Weise ist beispielsweise ein Beschneidungsumhang an das Museum gestiftet worden, nachdem er in einer Familie bereits für drei oder vier Kinder benutzt wurde. Aus einem Schüler-Projekt ist so eine Bereicherung der Sammlung des Stadtmuseums geworden und die Familie ist sehr stolz, den Umhang in einer Ausstellung wiederzufinden. Ähnliches hat auch das FHXB Museum erlebt: Hier hat Cem Özdemir, der in der Nachbarschaft lebt, dem Museum ein Beschneidungskostüm überlassen.

Den Workshop zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Thema als Querschnittsaufgabe verstanden werden kann. Es betrifft nicht nur die Vermittlung, sondern alle Abteilungen des Museums. Frau Schröder ruft dazu auf, Mut zu haben, die Wahl der Inhalte und der Objekte aktiv den BesucherInnen zu überlassen und sie als Experten einzubinden. Die VermittlerInnen sollten sich zurückziehen, Prozesse eher begleiten und Diskussionen moderieren und keinen überzogenen Anspruch an ein Projektziel verfolgen. Museen müssen sich stärker als gastliche Orte für mündige BesucherInnen jeden Alters und Herkunft darbieten. Um Museen neu auszurichten und neue Zielgruppen anzusprechen sei allerdings auch eine entsprechende finanzielle und personelle Ausstattung unerlässlich.

Protokolliert von: Anna Loffing